

"Auf des Munots altem Turme..." : Erzählung

Autor(en): **Lötscher, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **226 (1947)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Auf des Munots altem Turme . . .“

Erzählung von E. Lötcher.

Wenig unterhalb des von Altmeister Goethe als eines der schönsten Naturschauspiele gepriesenen Rheinfalls, da, wo sich heute das Schloßchen Wörth kühn über die nach glücklich überstandnem Sprung über die Nagelslufpfelsen herunter noch ziemlich aufgeregten Bogen erhebt, stand vor Zeiten eine armselige Fischerhütte, darinnen der noch jugendliche Fischer Rudolf Müller mit Mutter und Schwester hauste. Der Vater, ebenfalls ein Rheinfischer, war schon vor Jahren das Opfer seines nicht ungefährlichen Berufes geworden. Ein waghalsiger Fremdling, ein Maler aus dem Reiche draußen, hatte den vermessenen Wunsch ausgesprochen, den großen Felsen im Rheinfall zu einer Zeit zu besteigen, wo es schier unmöglich war, demselben beizukommen. Der arme Fischer hatte sich trotz dem Abmahnen der Mutter, verlockt durch die in Aussicht gestellte hohe Belohnung, überreden lassen, den Versuch zu wagen, welches Unterfangen die beiden mit dem Leben bezahlen mußten. Die Rheinnixen haben sie in den Strudel hinuntergezogen, erzählte sich das abergläubische Völkchen flüsternd, weil sie sich vermessen hätten, den Felsenhorst zu ersteigen, auf dem die Nixen in traumschönen Nächten ihr silberglänzendes Haar zu kämmen pflegten. Zwei Tage später hatte man die entstellten Leichen im Rheinknie drunten aufgefunden, und es gab Leute, die allen Ernstes behaupteten, sie hätten mit eigenen Ohren gehört, wie die Nixen auf dem Felsen über die Torheit der Menschen gelacht, die sich den Zugang zu ihrem Horste gewaltsam erzwingen wollten. Es war aber nur der Nachtwind gewesen, der geheimnisvoll in den Wipfeln der dunkeln Tannen gerauscht, den sie gehört.

Ein strahlender Junimorgen stieg herauf. Der Schiffer Rudolf stand am Ufer des Rheins, das Fischergerät in den Händen, um es in dem Boot zu verstauen. Am jenseitigen schattigen Ufer, unterhalb des Schlosses Laufen, war zu dieser Zeit der Lachsfang am ausgiebigsten. Bis mittags hoffte er die für das weiter unten liegende Kloster Rheinau bestimmte Menge beisammen zu haben. Eben wollte er das Boot besteigen, da rauschte es hinter ihm im Gebüsch und, um sich blickend, gewahrte er zwei junge Mädchen, die eilfertig herbeikamen.

„Führe uns zum Schloß hinüber!“ rief die blonde Katharina, die Tochter des Obervogtes von Laufen, dem Fischer zu, der den dunkeln Sitz lüftete und mit unverborgener Bewunderung deren dunkelhaarige Begleiterin betrachtete, deren dunkelgewimperte Augen mit Wohlgefallen auf dem schmucken Burschen haften blieben. Der Fischer wandte sich an die junge Gebieterin.

„Nehmet Platz, Fräulein, eben stand ich im Begriffe, hinüberzufahren!“

Einmünd lauschte die Freundin der Tochter des Obervogtes, die schöne Elisabeth Stokar, die seit einigen Tagen auf Schloß Laufen auf Besuch weilte, dem Wohlklang der Stimme des jugendlichen Fischers. Heimlich streifte das Auge des Fräuleins den stattlichen Burschen, dessen kühngeschnittenes Antlitz einen tiefen Eindruck auf sie machte. Wie ein vollendeter Kavaliere reichte Rudolf den beiden schönen Mädchen die Hand und half ihnen beim Einsteigen. Seine Rechte zitterte, als er

die schmale, schlankte Hand der schönen Schaffhauser Ratsherrentochter in der seinen hielt. Dann stieß er das Boot vom Ufer, das alsbald auf den Bogen zu tanzen begann. Mit starker Hand steuerte es Rudolf der Mitte des Stromes zu.

„Zuerst nach dem Felsen!“ rief Katharina übermütig. Die Freundin aber stieß einen leisen Schrei aus und blickte erschrocken auf den jungen Fischer.

„Ich fürchte mich, Katharina! Laß uns zum Schloß hinüber fahren“, bat Elisabeth mit einem ängstlichen Blick auf die niederstürzenden Wassermassen.

Rudolf wollte gehorchen, doch des Obervogtes Tochterlein lachte die Freundin aus. „Wie oft hast du mich schon hinüber gerudert, wohl an die zwanzig Mal, oder nicht?“ wandte sie sich an den Fischer.

„Gewiß, Fräulein! Aber nur bei niederm Wasserstand! Jetzt kommt das Schneewasser von den Bergen, es ist nicht ganz gefahrlos, den Felsen zu erreichen.“

„Du fürchtest dich!“ meinte des Obervogtes Tochterlein verächtlich.

Mit einem Ruck fuhr das Boot herum, daß Elisabeth Stokar sich totenbleich am Schiffsrand hielt. Kehret um, Rudolf! flehten ihre Augen; aber ihr Mund schwieg. Sie sah die tiefe Furche auf der Stirne des jungen Fischers; sie ahnte, was sein Herz bewegte.

Immer mächtiger und lauter donnerten die Wasser um das schwankende Boot herum. Wasserstaub benezte die waghalsigen Insassen, das Boot schwankte auf und ab, mit starker Faust führte Rudolf die Ruder, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Immer wieder versuchte die Wasserströmung das Boot mit sich zu reißen, doch er war ein unerschrockener Ferge, der die Wasserfurt kannte, die zum Felsen hinüber führte. Die drei Insassen waren ganz durchnäßt, als sie glücklich den großen Felsen erreichten. Auch Katharina, die anfänglich so mutige, stand schlotternd in ihrem nassen Kleid da.

„Soll ich Euch hinaufbringen?“ fragte Rudolf düster und wies mit der Hand nach oben.

„Heimzu!“ überdrönte die schrille Stimme Katharinas das Brausen und Tosen der Wasser, und in schreckhafter Furcht unklammerten die beiden jungen Mädchen den Bootsrand.

Kräftig stieß Rudolf das Boot vom Felsen aus dem Bereich der gefährlichen Strudel, zum Steg hinüber, der zu dem Schlosse emporführte. Dort stand bereits der Obervogt, der das gefährliche Beginnen des Fischers vom Schlosse aus wohl bemerkt und vergeblich seine nicht sehr laute Stimme angestrengt hatte, ihn zu warnen, dem Felsen zuzusteuern. An dem finstern Blick, der drohenden Körperhaltung des Vogtes erkannte der junge Fischer, daß ihm ein Hagelwetter bevorstand.

„Du Tölpel, du Schuft! Was hattest du mit den beiden Mädchen vor, daß du solch tollkühne Fahrt unternommen?“ Und zornig schwang der Obervogt drohend seinen Stock in der Luft. „Einen Augenblick, Herr! Gleich will ich Euch Rede stehen!“ Der Bursche drängte mit kräftiger Hand das Boot gegen das Ufer, setzte mit einem mächtigen Sprung ans Land und zog es vollends ans Trockene.

Fast gleichzeitig fauste der Krückenstock des Bogts dem jungen Fischer auf die Achsel. „Nimm dies als Vorschuß für die Strafe, die dir für dein freventliches Beginnen gebührt! Wer hat dir befohlen, zum Felsen hinüber zu fahren?“ herrschte er Rudolf zornfunkelnd an.

„Eure Tochter, Herr!“, entgegnete Rudolf schroff.

„Schweig, Rudolf!“, rief Katharina herrisch und stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Müller, du sprachest die Unwahrheit?“ und der Bogt umfaßte krampfhaft seinen Stock.

Doch jetzt trat Elisabeth vor den Erzürrten. „Zürnet ihm nicht, Herr Obervogt! Katharina hat ihn veranlaßt, den Weg nach dem Felsen einzuschlagen. Ihn trifft keine Verantwortung; denn sie hat an seinem Mute gezweifelt. Er mußte es tun, wollte er nicht ein Feigling sein.“

„Mord und Brand, Katharina! So leichtsinnig spielst du mit deinem Leben?“ wandte sich der Bogt zornig an sein Kind.

„Ach was, Väterchen! Was war denn dabei. Rudolf hat mich schon oft hinübergefetzt, es ist nicht das erste Mal gewesen!“ meinte das Mädchen schnippisch.

„Laßt es gut sein, Herr! Der Schlag war verdient, ich hätte nicht auf das zu hören brauchen, was Eure Tochter unüberlegt von mir verlangte“, sagte Rudolf und schritt hinüber zum Boot. Schon band er den Kahn los, um seiner Arbeit nachzugehen, da gesellte sich Elisabeth Stokar an seine Seite.

„Habet Dank, Rudolf, und zünet uns nicht!“ bat sie mit flehendem Blick aus ihren schönen Augen.

„An mir wäre es zu danken, Fräulein! Denn ohne Euer Dazwischentreten wäre mir unrecht geschehen“, entgegnete Rudolf leise. Dann sprang er ins Boot und ergriff das Ruder. Und stromabwärts trieb sein Boot, während der Bogt mit den beiden Mädchen den steilen Weg zum Schloß emporstieg.

Es war einiae Tage später. Rudolf hatte einen außerordentlich großen Sacks erbeutet, den er dem Bogt auf dem Schloß drüben versprochen. Mit Hedwig, seinem Schwesterlein, fuhr er in der Abenddämmerung über den Rhein. Drüben angekommen, schickte er die Schwester mit dem Sacks aufs Schloß.

Während er drunten im Boot wartete, bis die Schwester zurückkam, wandelte Elisabeth Stokar in Gedanken verloren drunten am Rheine und lenkte ihre Schritte dem Orte zu, wo Rudolf angelegt. Des Bursehen Augen leuchteten hell auf, als er das Fräulein erkannte. Dann riß er den dunkeln Filz von seinem

Haupte und bearüßte seine neue Bekannte, indem er sich erkundigte, wie ihr der Schrecken bekommen.

Ein feines Lächeln schwebte um Elisabeths Mund. „Es ist längst vorüber, und alles ist gut abgelaufen“, entgegnete sie freundlich. „War das Euer Schwesterlein, das Ihr über den Rhein gerudert?“

Rudolf nickte versonnen. „Ihr sagt es! Es ist Hedwig, mein Schwesterlein.“

„Ihr habt ein schweres Handwerk, Meister Rudolf!“, meinte nach geraumer Weile das Fräulein.

„Wohl wahr! Aber auch ein schönes! Denn könnte ich wohl einen lieberrn Kameraden mein eigen nennen, als den ewig plauderenden Rhein, der mir gar wunderbare Märlein erzählt, von Menschen, die fern von hier an der Quelle des Rheins wohnen, wo der Schnee selbst im Hochsommer nie ganz vergeht, wo rote Alpenrosen seine Wiege umstehen, wo das Volk in andern Lauten spricht, und dem Bodensee mit seinen weiten Ufern. Glaubt mir, Fräulein, das sind wunderbare Geschichten, die wir uns gegenseitig erzählen, der alte Rhein und der junge Fischer.“

„Ich glaub's Euch, Rudolf! Ist es mir doch selbst öfters so zumute, wenn ich auf dem Munot und in mond hellen Nächten auf die Stadt zu meinen Füßen herabblicke, auf den ruhig dahinfließenden Strom, der wie ein Silberband das Land durchzieht“, sagte das Fräulein träumerisch.

„Auf dem Munot? Ich kann Euch wohl verstehen,

bin ich doch selbst schon oft dort droben gestanden und habe mich nicht satt sehen können an all dem Schönen, das unser Auge dort erblickt. Und wie seltsamen Klang hat das Munotglöcklein! Als ob Englein mit silberheller Stimme den Menschen mahnen wollten, des Schöpfers der Erde zu gedenken, der alles so schön gemacht hat. Glaubt mir's, Fräulein, ich habe den alten Munotwächter Theophil schon öfters um sein Amt beneidet.“ – „Wie, Ihr wäret bereit, Euren Beruf mit dem des Munotwächters zu vertauschen?“ Gespannt hingen Elisabeths Augen an Rudolfs Gesicht. – „Zu jeder Stunde, Fräulein!“ gestand leuchtenden Blickes der junge Fischer. – „Wißt Ihr auch, daß die Stadt den alten Theophil seines Amtes entheben will, weil er alt und gebrechlich ist? Wenn Ihr wollt, will ich bei meinem Vater ein gutes Wort für Euch einlegen, daß Ihr die Wacht auf dem Munot erhaltet.“ – „Das würdet Ihr tun?“ rief Rudolf begeistert aus. – „Wenn Ihr es wünscht, warum nicht?“ – „Das würd' ich Euch nie vergessen, Fräulein!“ – „Morgen kehre ich



nach Schaffhausen zurück und will mit Vater darüber sprechen. Erschreckt nicht, wenn eines Tages unser Diener Euch auffordert, vor meinen Vater zu kommen; denn er wird Euch persönlich kennen lernen wollen." – „Erschrecken werde ich wohl nicht, aber es scheint mir beinahe unwahrscheinlich, und ewig würde ich es Euch danken, wenn es wahr werden sollte." – Ein Lächeln huschte um Elisabeths Mund. „Warum sollte es nicht möglich sein? Oder habt Ihr kein Zutrauen zu mir?" – „Mehr als Ihr glaubt", plaste Rudolf heraus, und ein tiefes Rot stieg in seine Wangen. – „Dann ist's gut! Ich will mich für Euch verwenden!"

Hadewig kam hüpfend und fröhlich singend über den steilen Burgweg hinunter, und ihr silberheller Gesang ließ die beiden jungen Leute jäh verstummen. Sie machte große Augen, als sie den Bruder bei dem schönen Gast des Obervogts stehen sah. Ihr Gesang verstummte jäh und scheu blickte sie zu der vornehmen Ratsherrentochter auf. Diese aber wandte sich freundlich an das junge Mädchen. „Du also bist Hadewig, die Schwester dieses kühnen Fischers, der mich und meine Freundin sicher zum Felsen hinüber und wieder zurückgebracht hat?"

Hadewig nickte verlegen. Kaum getraute sie sich, der schönen Elisabeth ins Auge zu blicken. Die Stimme Katharinas, die vom Schloß herunter das Brausen des nahen Felsens zu überdröhnen versuchte, entthob sie einer Antwort. Freundlich reichte Elisabeth dem Fischer die Hand, und warm umschloß sie auch Hadewigs Rechte. „Die Freundin ruft mir. Lebet wohl, wir sehen uns wieder!" Sinnend erklimm das Fräulein den Burgweg, während die beiden Geschwister das Boot bestiegen und über den Rhein nach Hause zurückkehrten.

„Ist das Fräulein schön!" meinte Hadewig, als sie am jenseitigen Ufer aus dem Kahne sprang. Der Bruder blieb stumm. Aber in seinen Augen stand ein wunderfelig Leuchten, das Hadewig nicht entging. Ein leiser Seufzer stahl sich von ihren Lippen.

*

In einem der behäbigen Patrizierhäuser am Fronwagplatz zu Schaffhausen stand wenige Tage später der gewesene, seinen Schützling durchzubringen; denn die gegenüber, wohin ihn Elisabeths Vater befohlen. Mit Wohlgefallen betrachtete der Ratsherr den schmucken Burschen, den ihm seine Tochter empfohlen.

„Hast du dir die Sache auch reiflich überlegt? Bedenke, der Winter ist lange und der Dienst nicht so leicht!"

„Ich weiß es, Herr! Was aber der alte Theophil vierzig Jahre lang Sommer und Winter ausgehalten, das hoffe ich auch fertig zu bringen", entgegnete Rudolf zuversichtlich.

„Das wohl! Wenn es wirklich dein Ernst ist, will ich im Räte ein gutes Wort für dich einlegen, und ich glaube schon heute, daß du das Amt erhältst."

Rudolf bedankte sich herzlich und trat den Heimweg an. Vergeblich hielt er Umschau nach der schönen Ratsherrentochter; diese war eben nicht zu Hause, und so schlenderte er gemächlich auf den Munot, um seinen alten Freund, den Wächter Theophil, aufzusuchen und ihm mitzuteilen, daß die Stunde der Ablösung aus 40-jähriger Fron nahe herbeigekommen sei. Er fand ihn in seiner Stube beim Vespertrunk. „Ei, der Tausend!

Eher hätte ich daran gedacht, daß der Rhein rückwärts fließe, als dich zu solcher Jahreszeit hier auf dem Munot begrüßen zu dürfen", rief der Wächter erfreut aus und reichte Rudolf die Hand.

„Hast nicht so unrecht, Theophil! Ich wäre wohl auch kaum bei dir zu Gaste, wenn mich nicht etwas Außergewöhnliches in die Stadt gelockt hätte. Ich habe mich nämlich um den Posten als Munotswächter beworben, damit du endlich zu deiner wohlverdienten Ruhe kommst."

„Was sagst du da?" rief der Wächter maßlos erstaunt aus und sprang von seiner Bank auf. „Du – willst Munotwächter werden?" – „Es ist so, wie ich sage! Eben komme ich von Ratsherr Stofar. Er will ein gutes Wort für mich einlegen." – „Hm – dann allerdings bis du so sicher wie gewählt. Das freut mich aufrichtig, wenn ich mir auch nicht erklären kann, wie du die Fischerei aufgeben kannst."

„Hm – mit der Fischerei ist es so: Der Winter ist eben lang, auch sehne ich mich zuweilen nach Menschen."

„Versteht sich! Jetzt aber komm mit hinüber in die Wohnung. Wir wollen deinen Entschluß mit einem guten Tropfen feiern."

Die beiden Männer schritten über den Hof in die einfache Wächterwohnung. In der offenen Küche hantierte ein blutjunges, blondes Mägdlein am Herd. Als es den Gast erkannte, stieg ihm das Blut jäh in den Kopf. „Willkommen, Rudolf!" begrüßte sie den Gast, und ein heißer Blick traf den schmucken Fischer.

„Ei, guten Morgen, Lieschen! Immer geschäftig?" erwiderte Rudolf freundlich den Gruß der Kleinen, und ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er dem Wächter in die Stube.

Geschäftig eilte Lieschen mit dem großen Steinkrug in den Keller und kehrte bald darauf mit einem vorzüglichen Tropfen Rheinwein zurück. Eine verräterische Glut lag auf ihren weichen Pfirsichwangen, als sie dem Gast den Becher füllte.

Der alte Theophil weihte den Gast in sein Amt ein, erklärte ihm manches, was ihm noch fremd, und kramte aus seinen vielen Erlebnissen während seiner langen Dienstzeit. Es ging schon gegen Mittag, als sich Rudolf endlich erhob und zur Heimkehr drängte.

*

„Auf des Munots altem Turme
Schau ich einsam in die Nacht..."

Der junge Fischer Rudolf versah nun schon 14 Tage seinen Wächterposten. Ratsherr Stofar war es leicht gewesen, seinen Schützling durchzubringen; denn die meisten der Ratsherren kannten Rudolf als einen wackern, zuverlässigen Burschen, dem sie die Wacht ihrer Stadt ohne Bedenken überlassen konnten. Mutter und Schwester hausten mit ihm auf der schönen Hochwacht und waren mit dem vorgenommenen Wechsel zufrieden.

Einmal aber, es war an einem schönen Sommerabend, da erschrak das aufgeweckte Schwesterlein. Es sah den Bruder bei der vornehmen Elisabeth Stofar stehen, und Rudolfs verzehrender Blick machte ihr Sorge. Ihr bangte um des Bruders Glück, und Lieschen, des alten Theophils Tochter, tat ihr leid; denn sie ahnte, daß es nicht allein die Sehnsucht nach der frü-

hern Heimat war, die das blonde Mägdlein so oft auf den Munot trieb, sondern die aufkeimende Liebe zu Rudolf. Sie nahm sich vor, des Bruders Augen auf die blonde Wächterstochter aufmerksam zu machen; denn an einer Verbindung Rudolfs mit Elisabeth Stokar war nie zu denken.

Doch der Bruder hatte nur Augen und Ohr für die schöne Elisabeth. Das stille Werben des muntern Lieschens wollte er nicht sehen. Gerne lachte und scherzte er mit der blonden Maid, doch, daß sie seinetwegen so oft heraufkam, daran dachte er nicht.

Der Herbst zog ins Land mit seinen hellen Mondnächten. Rudolf erlebte feierliche, köstliche Stunden auf seinem hohen Standort. Gespensterhaft ragten zu seinen Füßen die hohen Siebel und steilen Dächer der Stadt empor, jenseits des Rheines lag dunkel der mächtige Kohlfirnenwald und zu seinen Füßen floss der mondbeschienene Strom ruhig dahin, einem silbernen Bände gleich. Seine Wellen rauschten leise, sehnsüchtig lockend, wie der stille Träumer auf dem Munot sich gestand, wenn seine Augen gar brennend auf dem behäbigen Ratsherrenhaus am Fronwagplatz ruhten, wo seines Herzens Königin wohnte, an die er täglich, ja stündlich dachte. Der junge Munotwächter war verliebt, rettungslos - aber auch aussichtslos.

*

Und Elisabeth Stokar? Sie ahnte, wie es um den jungen Burschen stand, und sie selbst war ihm gewogen, wenn er sie mit seinen dunkeln Augen so andachtsvoll anschaute, wenn zuweilen sein Blick heißer wurde, dann pochte auch ihr Herz. Sie fühlte sich zu ihm hingezogen und stieg öfters auf den Munot als ehedem.

Sonnabend war's. Der Lärm in der Stadt drunten war verstummt, die Handwerker hatten Feierabend gemacht, die Bürger ergingen sich draußen vor den Toren, oder fanden sich in den Junststuben. Frohes Kinderlachen auf den Gassen drang bis zum einsamen Wächter auf dem Munot, der, mit der Hellebarde unterm Arm, über den gepflästerten Hof schritt. Die Erkenntnis dämmerte in ihm auf, daß er Elisabeth Stokar liebe, und zum erstenmal legte er sich die Frage vor, was da werden solle; denn niemals durfte er an eine Verbindung mit der reichen Patriziertochter denken. Gedankenvoll schritt er über den Hof, stand bald beim Turm, bald beim Torgang. Eine vorher nie gekannte Unruhe bemächtigte sich seiner. Die Sonne war bereits am westlichen Himmel verglüht, die Dämmerung senkte sich

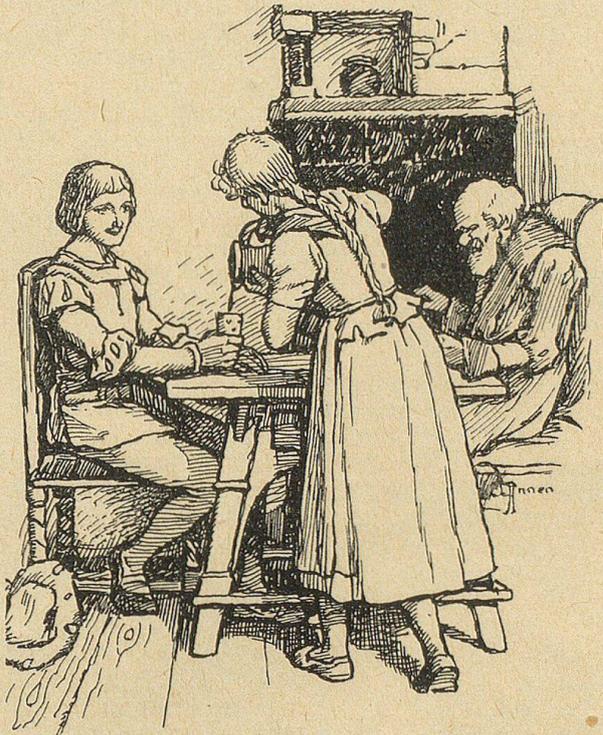
rasch aufs Land, und mit der Dämmerung stieg die Furcht in Rudolf ins Riesenhafte, daß es aus der Liebe zu Elisabeth ein schaurig Erwachen geben müsse. Eben fuhr er sich mit der Hand über die heiße Stirne, da erklang ein leiser Schritt hinter ihm. Wie er sich umwandte, schoß ihm jäh das Blut zu Kopfe; denn hinter ihm stand lächelnd Elisabeth Stokar, ein Körbchen mit Früchten am Arm, und sonnte sich an des Burschen Verlegenheit.

„Grüß Gott, Munotwächter!“ Schelmisch blizten ihre Augen dem Burschen entgegen, der kaum wußte, wie ihm geschah. „Wir haben heute diese vorzüglichen Fürstenbirnen geerntet, und da kam mir der Gedanke, daß auf dem Munot keine Birnen wachsen und es Euch gewiß freuen werde, wenn ich Euch ein Körbchen voll heraufbringe.“

„O wie gütig von Euch!“ stammelte Rudolf, und sein Blick hing verlangend an der schönen Elisabeth, die leicht errötend vor ihm stand und ihm anmutig das Körbchen mit den verlockenden Früchten entgegenhielt. Es ging ein feiner Duft von der holden Gestalt aus, der Rudolf beinahe den Atem nahm.

Elisabeth Stokar bemerkte seine Erregtheit, und sie wurde verlegen. „Wie schön Ihr es hier oben habt!“ meinte sie leise und trat neben Rudolf und schaute hinunter auf die Stadt.

„Ich weiß es, Fräulein Stokar!“ entgegnete Rudolf gepreßt, indem er sie schein von der Seite betrachtete. Es lag ein eigener Reiz über dem holden Mädchen, dem



Rudolf bereits erlag.

Elisabeth maß den stillen Verehrer erstaunt. - „Warum redet Ihr mich immer so steif und fremd an?“ fragte sie leise.

„Elisabeth!“ Wie ein Aufjauchzen kam der Name der Geliebten über Rudolfs Mund, und ungestüm faßte er ihre Hand und preßte sie so fest, daß es sie schmerzte. „Darf ich Euch so nennen?“ fragte er heiß und schaute ihr tief in die Augen.

„Ja, Rudolf, Ihr dürft es!“ kam leise die Antwort von den Lippen der Ratsherrentochter, und voll schlug sie ihre schönen Augen zu Rudolf empor.

„Elisabeth! Ist es möglich? Darf ich sagen: Meine Elisabeth?“ Heiß flammte sein Auge auf, und sanft legte er seinen Arm um Elisabeths Nacken.

Ein glückliches Lächeln huschte um des Mädchens Mund. „Ja, Rudolf - ich bin deine Elisabeth!“ hauchte es verschämt. Da zog Rudolf sein Lieb an seine breite Brust.

Sie standen im Schatten des Turmes und tauschten heiße Liebesworte miteinander. Sie achteten nicht, daß die Türe aufgegangen, daß Hadewig Zeuge ihres Beginnens war, sondern hielten sich stumm in den Armen und vergaßen alles um sich.

Endlich entwand sich Elisabeth den Armen des Geliebten. „Rudolf! Darf ich einmal das Munotglöcklein läuten? Mir ist es, als ob sein silberner Ton uns das Glück verkünde.“

„Du darfst es, Geliebte!“ flüsterte Rudolf glücklich und seine Lippen preßten sich fest auf den Rubinmund seiner Liebsten, die glücklich lächelnd zu ihm aufblickte.

Dann schritten sie eng aneinander geschmiegt hinüber zum Glöcklein und warteten, bis die Zeit des Stunden-schlages gekommen. Dann hielt Elisabeth Stokar den Strick in der Hand und lauschte entzückt dem Silberklang des Glöckleins.

„Jetzt habe ich unsere Liebe eingeläutet!“ flüsterte sie dem Geliebten leise und erröthend ins Ohr. — „Ich danke dir, Elisabeth! O ich danke dir! Kaum kann ich es fassen!“ stammelte Rudolf selig. — „Still, Geliebter!“ mahnte Elisabeth ängstlich. „Versteuch unser Glück nicht!“ Und hingebungsvoll neigte sie ihr Köpfchen ihm zu und umschlang ihn leidenschaftlich mit beiden Armen. „Lebe wohl, Geliebter! Morgen sehen wir uns wieder!“ flüsterte sie ihm verschämt ins Ohr, und fort huschte sie in die sternenhelle Nacht.

„Gute Nacht, Elisabeth!“ klang es träumerisch hinter ihr nach, und ein glückliches Lächeln stieg in seine dunkeln Augen. Sein Ohr vernahm den raschen Schritt der Enteilenden, und ein Lächeln huschte um seinen Mund.

„Rudolf! Was soll das werden?“ Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich das Schwesterlein neben ihm und schaute mit bangen Augen zum Bruder empor.

„Du — Hadewig? Was suchst du hier?“ fragte Rudolf unwillig, und finster blickte er auf sein Schwesterlein hinab.

„Verzeih, Rudolf, der Zufall machte mich zum Zeugen dessen, was nie hätte kommen dürfen.“

„Warum nicht?“ brauste Rudolf auf.

„Warum? Weil es nicht wahr sein kann, daß du eine Elisabeth Stokar heimführst. Das nimmt kein gutes Ende, Bruder, glaube mir.“

„Meinst du? Wir wollen sehen!“ Rudolf sagte es mit solcher Zuversicht, daß die Schwester den Mut nicht aufbrachte, ihm weitere Vorstellungen zu machen. In ihm war ein Jauchzen und Singen, das alle Bedenken übertönte. „Elisabeth!“ Das Glück erbrückte ihn schier.

Als am andern Tage blond Lieschen auf den Munot stieg, sah sie das Leuchten in Rudolfs Augen, und ihr Herzchen begann unruhig zu schlagen. Rudolf schien zerstreut und fand kein Scherzwort für die Freundin. Veronnen suchte diese Hadewig auf. Umsorgt umsing die Freundin die Ahnungslose. Sie zog sie mit sich in eine der tiefen Rasematten, dort setzten sie sich auf ihr Lieblingsplätzchen, in die Maueröffnung, wo die Stadt hart zu ihren Füßen lag.

„Ist Rudolf krank?“ forschte Lieschen besorgt. Hadewig nickte nur. Ihr war so bange vor dem, was sie der Freundin sagen mußte und das sie doch so gerne

für sich behalten würde. „Du sagst es! Rudolf ist krank!“ „Was fehlt ihm?“ rief Lieschen besorgt, und ihre Augen hingen angstvoll an der Freundin.

„Versprich mir, daß du stark sein willst, Lieschen! Du sollst es zuerst wissen, noch vor der Mutter. Unser Rudolf ist — liebeskrank. Die schöne Elisabeth Stokar hat es ihm angetan.“

Lieschen starrte schreckensbleich der Freundin ins Gesicht. Mit wehem Blick saß sie da, die Hände ineinander verkrampft, ein Bild des Jammers, keines Wortes mächtig.

Da legte Hadewig den Arm liebevoll um den Nacken der Freundin. „Lieschen — gelt, das tut weh! Und weißt du, mir bangt um Rudolfs Glück; denn sicher kommt nicht Gutes heraus. Nie, nie wird Ratsherr Stokar seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben. Und darum bitte ich dich. Lieschen, versprich mir, verlaß ihn nicht, wenn — wenn er von ihr lassen muß! Ich glaube fest daran, daß ihr beide doch noch zusammenkommt. Aber nur, wenn du ihm treu bleibst.“

Lieschen liefen die Tränen über die Wangen. Vergebens bemühte es sich, ihrer Meister zu werden.

„Ja, meine nur, Lieserl“, tröstete Hadewig die Freundin und schmiegte ihre Wange an diejenige der Freundin. Lange saßen die beiden an ihrem Lieblingsplätzchen, und als Lieschen sich endlich erhob, erschraf Hadewig über die Blässe der Freundin.

„Laß es mich nicht entgelten, Lieschen!“ bat und flehte sie, als sie ihr das Geleite gab.

„Beruhige dich, Hadewig. Es war ein harter Schlag für mich, aber ich will die Hoffnung noch nicht aufgeben. Vielleicht kann ich ihm doch noch einmal von Nutzen sein“, schloß das wackere Mädchen und stieg gefenkten Hauptes in die Stadt hinunter.

„Armes Kind!“ Und ein stiller Groll auf die vornehme Ratsherrentochter bemächtigte sich Hadewigs.

Rudolf aber erlebte selige Stunden. Abend um Abend fand Elisabeth den Weg zu ihm. Und wenn die Stunde kam, wo der Geliebte das Munotglöcklein läuten mußte, ergriff Elisabeth den Strang und läutete so feierlich, daß die Leute in der Stadt erstaunt nach dem Munot blickten und vermeinten, noch nie solch süßen Klang gehört zu haben.

„Wie Engelscharfen klingt es, wenn du läutest!“ meinte eines Abends Rudolf zu seiner Liebsten.

„Weil der Liebe Hand es zum Schwingen bringt!“ entgegnete Elisabeth träumerisch. „Ob es wohl immer so klingen wird?“ fügte sie schelmisch hinzu.

Ernst ruhte Rudolfs Auge auf dem schönen Mädchen. „Es geht eine alte Sage — der alte Theophil hat sie mir erzählt — daß das Glöcklein eines Tages ob der Untreue eines Mädchens springen werde.“

Elisabeth erschauerte und schmiegte sich eng an den Geliebten. „Rudolf! Glaubst du, daß ich dir untreu werde?“ kam es wie ein Hauch über des Mädchens Lippen.

„Nein — niemals kann ich das glauben!“ entgegnete er fest, und forschend senkte sich sein Blick in die Augen der Geliebten, als suche er ihre geheimsten Gedanken zu ergründen.

Elisabeth hielt seinem Blick stand.

„Ich vertraue dir!“ gestand Rudolf gerührt und drückte einen scheuen Kuß auf ihre Stirne.

Im Hause des Ratsherrn Stokar war Besuch zugekehrt. Der reiche Leinwandhändler Fugger von Augsburg, im Begriffe, die Jürzacher Messe zu besuchen, war mit seinem ältesten Sohne Ulrich, von zwei Dienern begleitet, frühnachmittags eingetroffen und gedachte, erst am folgenden Tage weiter zu reisen. Seit Jahren waren der Ratsherr und der reiche Handelsherr miteinander befreundet, und nie versäumte es Jakob Fugger, im Hause des Freundes zuzukehren, wenn er den Weg über Schaffhausen einschlug. Diesmal war es noch ein

anderer Grund, daß der Handelsherr seinen Sohn mitnahm. Ulrich Fugger hatte sich leichtsinnigerweise mit einem einfachen Bürgermädchen zu Augsburg eingelassen, der Vater war dahinter gekommen und hatte die beiden Liebenden mit harter Hand auseinandergerissen. In seinem Zorne hatte er gedroht, den Unvorsichtigen zugunsten des jüngern Bruders Georg zu enterben, und diese Drohung genügte, daß Ulrich seiner Liebe entsagte. Um ihn für den Liebeskummer zu entschädigen, nahm ihn der Vater auf die Reise mit, und auf dem Wege erinnerte er sich, daß Freund Stokar zu Schaffhausen ein Kleinod besaß, das imstande sein könnte, die Liebe zu der armen Bürgerlichen im Sohne gänzlich auszuröten. Fugger wußte, daß die Familie Stokar nicht nur eine der geachteten, sondern auch der reichsten zu Schaffhausen war und die Verbindung der beiden Kinder seinem Hause nur von Nutzen sein konnte.

Ulrich Fugger war ein stattlicher Mann, von angenehmen Außern und seinem Wesen. Als Elisabeth Stokar ihm vorgestellt wurde, mußte er sich offen gestehen, daß ihn noch selten ein Mädchen so angenehm berührt wie die schöne Ratsherrentochter von Schaffhausen. Immer und immer wieder blickte er in Elisabeths Augen, und sein Herz wurde unruhig und pochte in raschen Schlägen.

Dem scharfsinnigen Vater entging der Eindruck nicht, den die schöne Elisabeth auf seinen Sohn machte, und es erfüllte ihn mit Genugthuung, daß er ihn mitgenommen.

Die Gäste wurden im Hause des Ratsherrn auf das Beste bewirtet. Der Wein löste die Zunge, und als sich Elisabeth Stokar anerbote, dem jungen Fugger die Stadt

zu zeigen, da lächelten die beiden Väter einander verständnisvoll zu.

„Ein prächtiger Mensch, Eure Elisabeth!“ meinte Jakob Fugger bewundernd, als die beiden das Haus verlassen hatten.

Stolz lächelte der Vater. „Ja, sie ist lieb und eine gute Tochter, wie selten eine.“

„Da werdet Ihr sie wohl bald aus dem Hause geben müssen?“ fragte der Handelsherr lauernd.

„Das hat noch gute Weile! Elisabeth zählt kaum zwanzig Jahre, und ich könnte sie wahrlich nicht gut entbehren; denn sie ist mein Sonnenschein, zumal mir der Himmel keinen männlichen Erben geschenkt hat, wie ich es mir so sehnlichst gewünscht.“

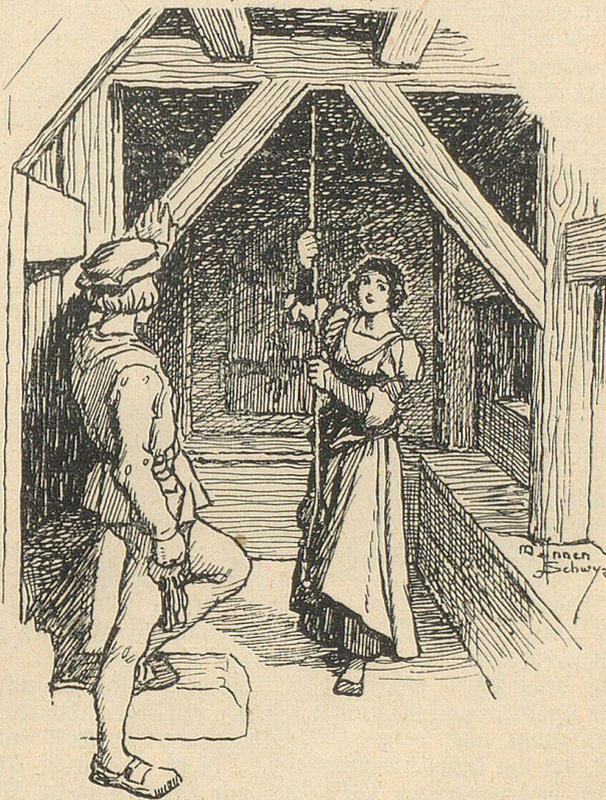
„Da müßt Ihr Euch einen tüchtigen Schwiegersohn auslesen“, scherzte der Gast.

„Hier zu Schaffhausen sind die Eltern mit achtbaren Söhnen, die in Betracht kämen, dünn gesät!“ entgegnete der Ratsherr lächelnd.

„Es muß ja nicht unbedingt einer von Schaffhausen sein! Mein lieber Freund, darf ich einmal offen mit Euch reden? Es ist mir da auf dem Wege hieher ein Gedanke gekommen, der mich nicht mehr losläßt.“

„Ei, freilich! Erleichtert ohne Bedenken Euer Herz. Ihr wißt, daß ich am Glücke Eurer Familie regen Anteil nehme. Wir sind seit Jahren gute Freunde, und ich hoffe, daß es immer so bleiben werde“, ermunterte Stokar den Gast zum Sprechen.

„Es freut mich, dies von Euch zu hören, und an mir soll es nicht fehlen, die Freundschaft noch inniger zu gestalten“, gestand Herr Jakob Fugger, dem Gastgeber die Hand über den Tisch reichend. „Nun wohl, so höret denn, was mich so sehr beschäftigt! Ulrich, mein Ältester, hat die Dummheit begangen, sich in ein armes Mädchen zu verlieben, das aus niederer Familie stammt. Wenn ich auch zugeben muß, daß das Mädchen ehrbar und züchtig ist, kann ich es doch nicht gestatten, daß mein Sohn ein Mädchen unter seinem Stande heiratet. Ich habe ein ernstes Wort mit ihm gesprochen und auch erreicht, daß er sich von diesem Mädchen zurückgezogen. Auf dem Wege hieher ist mir Eure Elisabeth in den Sinn gekommen, ein Mädchen, das sowohl durch seine vornehme Abstammung, wie durch den Liebreiz und ihre vornehme Herzensbildung einen jungen Mann aus achtbarer Familie glücklich machen kann.“ Der Handelsherr schwieg und wartete die Wirkung seiner Worte ab.



„Mein lieber Freund! Was Ihr mir da erzählt, ist für mich und namentlich für Elisabeth sehr schmeichelhaft. Ich weiß die Ehre zu schätzen, die Ihr mir antut, und wenn Ihr Elisabeth für würdig erachtet, sie als Schwiegertochter in Eure ehrenwerte Familie aufzunehmen, bin ich der letzte, der sich dagegen sträubt.“

„Ich danke Euch, lieber Freund! Es ist mir heiliger Ernst, und es ist mein innigster Wunsch, daß die beiden jungen Leuten Gefallen aneinander finden. Wie glaubt Ihr aber, daß sich Eure Tochter dazu stellen wird?“

„Da dürft Ihr ohne Sorge sein. Elisabeth hält große Stücke auf Eure Familie. Außerdem ist sie zu wohl erzogen, um sich gegen meinen Willen aufzulehnen. Da dürft Ihr Euch auf mein Wort verlassen. Gleich heute will ich mit ihr reden, und ich hoffe, daß sich alles unserm Wunsche gemäß fügen werde.“

Während dieses inhaltsreichen Gesprächs der beiden Väter schritt Elisabeth ahnungslos an Herrn Ulrichs Seite durch die alten Gassen ihrer Vaterstadt. Sie war mit der Geschichte ihrer Vaterstadt wohlvertraut, und andächtig hörte Ulrich seiner schönen Begleiterin zu.

„Fräulein Elisabeth! Ist es unbescheiden, wenn ich den Wunsch ausdrücke, den Minot zu besteigen? Die Aussicht dort oben muß wirklich schön sein, ja geradezu unvergleichlich.“

„Das ist sie. Und wenn es Euch Freude macht, gehen wir gleich jetzt.“

„Ich danke Euch, Elisabeth“, entgegnete Ulrich erfreut.

Ein banges Gefühl ergriff die Ratsherrentochter, als sie an der Seite des stattlichen Gastes auf die Höhe stieg, wo ihr Liebster Wache hielt. Wie wird er es aufnehmen, wenn ich mit einem andern zu ihm heraufsteige? ging es durch ihr Köpfchen, und ihr Herz wurde beklommen.

Endlich standen sie auf der hohen Zinne. Eben trat Rudolf mit der Hellebarde aus dem Thurm. Ein Schatten huschte über sein männlichschönes Gesicht, als er Elisabeth in Begleitung eines vornehmen Herrn erkannte. Freundlich nickte ihm die Geliebte zu, und stumm erwiderte er ihren Gruß. Sein Auge aber ruhte forschend auf Elisabeths Begleiter, der ihn kaum beachtete. Mit finstern Blicken schritt er an beiden vorüber. Elisabeth warf ihm einen flehenden, beredten Blick zu, der seine Wirkung auf Rudolf nicht verfehlte. Bereitwillig trat er herbei und beantwortete die an ihn gestellten Fragen des fremden Herrn höflich und bestimmt.

„Ei, ei, Ihr scheint Euch gut auszukennen hier oben!“ lobte Ulrich Suggers den Wächter, und trunkenen Blickes schaute er über das Land und die Stadt zu seinen Füßen hinweg. Dann verabschiedete er sich freundlich von Rudolf und stieg an Elisabeths Seite in die Stadt hinunter.

„Ein schmucker Bursche, dieser Wächter!“ meinte er anerkennend.

Elisabeth errötete und wandte sich zur Seite. Das Lob des jungen Suggers freute sie. „Gewiß – und ein wackerer dazu!“ pflichtete sie ihm bei.

Die beiden Väter saßen noch beisammen, als Elisabeth und Ulrich ins Haus am Fronwagplatz zurückkehrten. Der forschende Blick des Handelsherrn machte

Elisabeth verlegen. Bald darauf rief die Ratsherrin die Gäste zum Essen, und seit langem war es nicht mehr so heiter und fröhlich zugegangen wie am heutigen Tage. Auch die Ratsherrin war gutgelaunt, und immer und immer wieder flogen ihre Blicke über die beiden jungen Leuten am Tische hin, die so gut zueinander paßten, und sie hegte ähnliche Gedanken wie der reiche Augsburger Kaufmann, obwohl sie noch nicht von dem unterrichtet war, was die Freunde miteinander besprochen.

Nach dem Essen beschied Stokar sein Kind zu sich in seine Arbeitsstube, nicht ohne mit Suggers einen bedeutsamen Blick zu wechseln. Gar wunderbarlich wurde es Elisabeth zumute, als sie dem vorangehenden Vater folgte, der so ernst und feierlich aussah.

„Mein liebes Kind! Heute ist mir eine große Ehre widerfahren, die auch dich betrifft“, begann der Vater, als die Türe hinter den beiden ins Schloß fiel.

„Ihr machet mich neugierig, Herr Vater!“ erwiderte Elisabeth lächelnd und ahnungslos.

„hm – wie gefällt dir Herr Ulrich?“ pläzte der Vater unvermittelt heraus.

„Herr Ulrich ist ein netter Mensch und ein angenehmer Gesellschafter“, gestand sie arglos.

„Das freut mich, daß du das zugibst, und es ist mir lieb, das aus deinem eigenen Munde zu vernehmen; denn wisse, Herr Jakob Suggers hat heute für seinen Sohn um deine Hand angehalten. Ich hoffe, du werdest die Ehre, die dadurch unserer Familie widerfahren . . . Mein Gott, was ist dir?“ unterbrach der Ratsherr seinem Redestrom erschrocken; denn Elisabeth erbleichte bei dieser Eröffnung.

„Vater, dieser Antrag kommt zu unerwartet“, entgegnete Elisabeth leise.

Mißtrauisch und ungehalten blickte Ratsherr Stokar auf seine Tochter. „Wer wird denn gleich die Fassung so verlieren, wenn man erfährt, daß ein ehrenwerter Mann um ein Mädchen wirbt, das ihm ebenbürtig ist“, meinte er ärgerlich.

Elisabeth raffte sich zusammen, und ein wehes Lächeln huschte um ihren Mund. „Und – was habt Ihr Herrn Suggers geantwortet?“ fragte sie bange.

„Daß es eine große Ehre für unsere Familie sei und ich mit Freuden mein Einverständnis hierzu gebe“, gestand der Vater, immer noch ärgerlich.

„Vater – dränget nicht. Laßt mir Zeit!“

„Was soll das heißen?“ herrschte Stokar aufbrausend sein Kind an, und ein böses Feuer glomm in seinen Augen.

Elisabeth raffte ihren Mut zusammen. Mit gefalteten Händen erhob sie sich vom Stuhle und schlug ihre Augen voll zum Vater empor. „Herr Vater! Seid Ihr so sicher, daß sich mein Herz zu Ulrich Suggers findet?“

„Warum nicht, wenn es noch nicht vergeben ist?“

Elisabeth zuckte zusammen. Da faßte sie der Vater derb am Handgelenk. „Warum erschrickst du, Kind? Soll das heißen, daß du hinter meinem Rücken gehandelt und dein Herz nicht mehr frei ist?“

Jetzt richtete sich Elisabeth jäh auf, und ein entschlossener Zug trat in ihr fahles Gesicht. „Es ist so, Vater! Ich liebe bereits einen andern, dem ich mein Wort gegeben!“ entgegnete sie fest und bestimmt.

„Also doch! Und wer ist der Glückliche, der sich hinter meinem Rücken erkühnt hat, dich zu betören?“

„Schmähet ihn nicht, Vater! Ich selbst trage Schuld daran; denn nie hätte sich Rudolf . . .“

„Wen sagst du? Rudolf? – Doch nicht den einstigen Fischer Rudolf, den jetzigen Munotwächter?“

Es lag ein solches Entsetzen in der Stimme des Vaters, daß Elisabeth sich vor ihm zu fürchten begann.

„Sprich – ist mein Vermuten richtig?“

Elisabeth nickte, und Tränen stürzten aus ihren Augen, sie sah bereits den Traum ihrer Liebe vernichtet.

„Es ist gut! Noch heute wird er seines Amtes enthoben. Der alte Theophil muß in Gottes Namen noch einmal einspringen, bis ein anderer Wächter gefunden ist“, tobte der Ratsherr.

„Vater – um Gottes Willen! Nur das nicht! Glaubst es mir doch, Rudolf ist unschuldig. Ich selbst habe ihn ermuntert, ich . . .“

Der Ratsherr stieß mit einem Fluche sein Kind von sich. „Du – die Tochter des Ratsherrn Stokar – wirfst dich wie eine Dirne an einen der niedrigsten Knechte deiner Heimatstadt?“

„Verzeiht, Vater! Straft ihn nicht, unsere Liebe ist rein und heilig geblieben. Oh – erbarmet Euch!“ flehte Elisabeth, und sie warf sich dem gestrengen Vater vor die Füße und hob bittend die Hände zu ihm empor.

„Verzeihen? Ich soll die Schmach verzeihen, die du unserer Familie angetan?“ Er schwieg, und jäh schoß ein Gedanke durch seinen Kopf: „Höre mich, Elisabeth! Ich gebe ihm und dir mein Wort, daß er auf seinem Posten bleiben wird. Du aber wirfst dich bereit erklären, dem jungen Jigger die Hand zu geben!“

„Vater – lasset mir Zeit! Ich kenne Ulrich zu wenig!“

„Nein, jetzt muß es sein! Ja oder nein! Das Schicksal Rudolfs liegt in deiner Hand. Entscheide dich!“

„Ihr seid grausam, Vater!“ hauchte Elisabeth gequält. Ein kurzer, aber heftiger Kampf spielte sich in ihrem Herzen ab, dann richtete sie sich jäh und entschlossen auf. „Versprechet mir, Vater, daß Ihr es Rudolf und die Seinen nicht entgelten lassen werdet, dann möget Ihr Euern Willen haben!“ Unendlich schwer kamen dem Mädchen die Worte über die Lippen.

„Ich schwöre es bei Gott dem Allmächtigen“, entgegnete der Vater gerührt. Dann wollte er die Arme um seines Kindes Nacken legen, doch schroff trat Elisabeth von ihm zurück.

Der Ratsherr biß auf die Lippen. „Geh jetzt und fasse dich! Ich werde dich rufen, wenn die Sache mit Ulrich besprochen ist.“ Und Ratsherr Stokar verließ das Gemach.

Als sich die Türe hinter dem Ratsherr schloß, brach Elisabeth fassungslos schluchzend in die Knie. So fand sie die Mutter, die von allem ahnungslos war. Es gelang ihr nicht, die Ursache des Schmerzes der Tochter zu erfahren; doch gelang es ihrem Zureden, daß sich diese soweit beherrschte, ihr eigenes Zimmer aufzusuchen. Und als wenig später der Vater an ihre Tür klopfte, trat sie ihm, wenn auch noch blaß, doch wenigstens gefaßt gegenüber.

„Freund Jigger erwartet dich! Kind, Kind, beherrsche dich und mach mir keine Schandel!“

Ein wehes Lächeln, das dem Vater ins Herz schnitt, glitt um Elisabeths Mund. Als sie mit dem Vater über die Schwelle der Wohnstube trat, erhob sich der alte Jigger, breitete seine Arme aus und zog Elisabeth gerührt an sein Herz. „Elisabeth – mein Kind – ist es Wahrheit, du nimmst meinen Buben?“ fragte der alte Herr mit bewegter Stimme.

„Ja, Vater!“ hauchte Elisabeth, auf die die herzlichen Worte des von ihr hochverehrten Handelsherrn einen tiefen Eindruck machten, und Ratsherr Stokar, der keinen Blick von seinem Kind gelassen, atmete befreit auf.

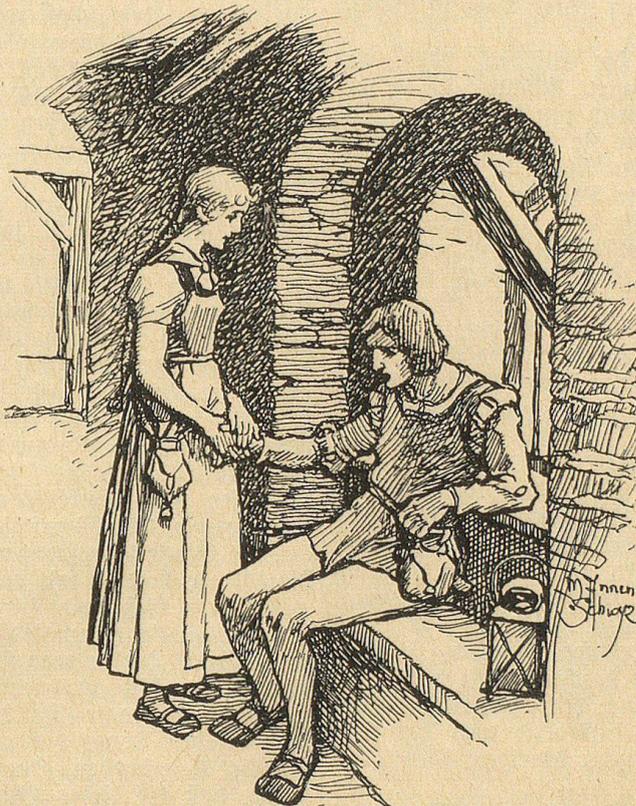
„Ulrich und Elisabeth! So lege ich denn eure Hände zusammen, auf daß ihr glücklich werdet“, sprach Vater

Jigger mit leuchtenden Augen und legte die Hände der beiden ineinander. „Gott gebe zu diesem Bunde seinetn Segen!“ schloß er bewegt.

Ulrich Jigger umfaßte die Rechte seiner Braut mit warmem Drucke. „Elisabeth, ich danke Euch!“ raunte er leise dem Mädchen ins Ohr. Auch ihm war gar sonderbar zumute; denn er mußte des Mädchens gedenken, dem er Liebe und Treue geschworen und nicht gehalten hatte.

Als sie im Laufe des Abends Hand in Hand im Erker standen, da bekannte Ulrich seiner neuen Braut, daß er bereits ein Mädchen geliebt, aber wieder aufgeben mußte, weil es der Vater nicht haben wollte. Das Vertrauen, das ihr Ulrich entgegengebracht, öffnete auch Elisabeth den Mund, und sie bekannte ihm ihre Liebe zu Rudolf.

„Und dennoch wollt Ihr mein Weib werden?“



„Habet Geduld, Ulrich, ich werde Euch ein treues Weib sein!“ bat Elisabeth mit feuchten Augen.

„So sind wir denn Leidensgenossen und wollen versuchen, einander dennoch lieb zu gewinnen. Und da wir gegenseitig einander achten, wird sich auch die Liebe noch einstellen“, schloß Ulrich hoffnungsfroh. —

An diesem Abend wartete Rudolf vergeblich auf seine Liebste.

*

Als ich sah das froh Gebaren,
zog ich wütend an dem Strang
und ich schlug so fest die Stunde,
daß die kleine Glocke sprang.

Die beiden Jünger waren wieder abgereist, mit dem Versprechen, auf dem Heimweg einige Tage in Schaffhausen verbleiben zu wollen.

Eine schlimme Zeit folgte für Elisabeth. Wenn das Glöcklein auf dem Munot läutete, flüchtete sie in ihre Kammer und warf sich weinend auf ihr Lager. „Ich habe ihn verraten!“ so klagte sie sich an, und jeden Morgen trat sie mit trübseligen Augen in die Stube. —

Rudolf Müller aber wartete Tag für Tag vergeblich auf Elisabeth. An deren Stelle aber trat Lieschen, das sich alle Mühe gab, den Stülgeliebten zu zerstreuen. Sie hatte in der Stadt drüben Elisabeth mit dem jungen Jünger gesehen und etwas über eine bevorstehende Verlobung im Hause des Ratsherrn Stokar munkeln gehört. Sie empfand tiefes Mitleid mit Rudolf, der von allem keine Ahnung hatte. Ihren scharfen Augen entging es nicht, daß sein Herz nach der Geliebten schrie, und sie half ihm mit ihrem muntern Plaudern über manche schwere Stunde hinweg.

Eines Tages erkam der Ratsdiener Habicht den Munot mit dem Auftrage, die Zinne fein säuberlich aufzuräumen, da die Herren des Rates und die reichen Bürger der Stadt mit Frauen und Töchtern sich zum großen Munotball einfänden würden. — Wahrhaftig! Jetzt würde er Elisabeth sehen, ging es froh durch Rudolfs Kopf, und eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich seiner. Stadtknechte brachten Holz herbei für eine Tribüne für die Spielleute; der Schenkwirt Waldvogel aus der „Weberzunft“ beförderte zwei Faß vom „Neuen“ herauf, und gar mancher beneidete Rudolf um seinen Posten.

Am Nachmittag des Tages, an dem der Munotball stattfinden sollte, kehrten die beiden Jünger nach Schaffhausen zurück. Ratsherr Stokar empfing seine Gäste mit ausgesuchter Herzlichkeit. Selbst Elisabeth war sichtlich erfreut. Sie hatte Ulrich als einen feinsinnigen Menschen erkannt, der das nämliche Leid durchkämpfen mußte wie sie selbst, und ihrer Stimmung daher Rechnung zu tragen verstand. Mit geröteten Wangen empfing sie ihren zukünftigen Bräutigam, der sich herzlich freute, daß er bei ihr nicht auf Abneigung stieß. Er freute sich auf den Abend, der ihm Gelegenheit bot, mit ihr zusammen zu sein; denn die aufkeimende Neigung zu ihr war echt, und er hoffte, daß sie ihn mit der Zeit ebenfalls lieben lerne.

Ein mondhellere Abend brach herein. Voran die Spielleute der Stadt, dann die Ratsherren, bewegte sich eine stattliche Gesellschaft durch die engen Gassen und erkam den Munot. Mit sehnsüchtigen Augen suchte

Rudolf seine Liebste, und als er sie an der Seite des fremden Herrn erkannte, da gab es ihm einen Stich ins Herz. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, kühl erwiderte er den Gruß des Fremden und übersah absichtlich das schmerzliche Lächeln Elisabeths. Im Dunkeln stand er und starrte hinüber zu der Gruppe, wo Elisabeth sich befand. Immer wieder sah er den fremden Herrn in ihrer Nähe, und als der Tanz begann, als die Spielleute zum frohen Reigen aufspielten, der Fremde den Arm um seine Liebste legte, schlich Rudolf still hinweg. Eine grenzenlose Verlassenheit kam über ihn und ein heiliger Zorn auf das Mädchen, das ihn verleugnete. Die Hellebarde im Arm, lehnte er im Schatten des Turmes. Noch nie war ihm die Kluft, die ihn von der Gesellschaft trennte, so deutlich vor Augen getreten wie in dieser Stunde. Ein leises Stöhnen entrang sich seiner Brust, und er wankte hinauf zum Glöcklein, um seiner Pflicht zu genügen. Durch das Fenster blickte er auf den Hof nieder. Mit brennenden Augen suchte er diejenige, die sich schämte, sich zu ihm zu bekennen.

Elisabeth war am Arm ihres Gastes im Dunkeln gestanden, nun führte sie jener zum Tanze. Leicht und ziellich drehten sie sich im Kreise. Herr Ulrich war gutgelaunt. Der Wein hatte ihm neuen Mut gegeben und seine Zunge gelöst. Elisabeth, durch die offen zur Schau getragene Eifersucht Rudolfs verletzt, gab sich willenlos dem Vergnügen hin. Sie lachte und scherzte und ließ es sich gefallen, daß Ulrich Juggers Lippen die ihren berührten; ja sie selbst erwiderte seine Zärtlichkeit. Da plötzlich klang vom Turme die Glocke. Scharf und schrill klang sie Elisabeth ins Ohr; selbst die Musik hörte auf zu spielen, und alles blickte erschrocken zum Turm empor: denn so war das Munotglöcklein noch nie erklingen.

„Die Glocke ist gesprungen!“ meldete kurz darauf der Ratsdiener Habicht mit entsetzter Miene.

Elisabeth stieß einen kurzen Schrei aus, wankte und fiel ohnmächtig Herrn Ulrich in die Arme.

Ratsherr Stokar war über die Störung des Festes ungehalten. Mit geröteter Stirn trat er zum Munotwächter und fragte ihn barsch nach der Ursache des jämmerlichen Tones des geliebten Munotglöckleins.

„Sie ist geborsten, Herr Rat! Ihr kennt doch die Sage, daß die kleine Glocke über die Untreue eines Mädchens springen werde. Und dieses Mädchen ist Eure Tochter!“

Ratsherr Stokar wollte aufbrausen, doch da traf ihn ein solch jammervoller Blick aus des Burschen Augen, daß er sich beschämt von dannen schlich.

Und ich schlug so fest die Stunde,
daß die kleine Glocke sprang

kam es traurig über die Lippen Rudolfs, und ein Schluchzen stieg in seinen Hals, das ihn mächtig erschütterte.

Noch stand er droben im Turme, da schlich ein blondes Mägdelein angstbeben in den Turm, und plötzlich fühlte der Wächter, wie sich eine weiche Mädchenhand in seine Rechte stahl.

„Rudolf, verliere den Glauben an die Treue der Schaffhauser Mädchen nicht!“ bat und flehte die blonde Maid. Da legte sich Rudolfs Arm um des Mädchens Nacken, und schweigend zog er des Türmers Lieschen

an sein Herz. Stumm standen sie nebeneinander. — Die Anwesenheit Lieschens tat Rudolf wohl. Nach geraumer Weile beugte er sich über das blonde Kind. „Geh jetzt nach Hause, Lieschen! Ich danke dir! Wer weiß, vielleicht wird noch alles gut“, sagte er weich und lieb.

„So Gott will!“ schluchzte das Mädchen auf und stürmte eiligst davon.

Bang schauten die Schaffhauser in den folgenden Tagen zum Munot auf. Nicht mehr silbern klang das Glöcklein über die Giebel und Dächer der Stadt hinweg. Ein harter Ton war es, den die Glocke von sich abgab, und ein Flüstern und Raunen ging durch die Stadt von gebrochener Treue.

*
So muß auch mein Mädchen hören
dieses Treubruchs harten Klang
mög er allen falschen Mädchen
klingen in den Ohren bang.

Elisabeth Stofar lag in hohen Siebern in ihrem Bette. Sie schrie ihren Kummer laut und gellend hinaus, und mit Schrecken erkannte die Mutter, was das Herz ihrer Tochter bewegte. Mit schlechtem Gewissen trieb sich der Vater im Hause herum. Wenn er aber ans Lager seines Kindes treten wollte, dann wandte es ihm beharrlich den Rücken.

Katschherr Stofar hatte eine ernste Unterredung mit seinem Freunde. Rückhaltlos bekannte er ihm, wie Elisabeth sich hinter seinem Rücken mit dem Munotwächter eingelassen, wie er sie sozusagen gezwungen, Ulrichs Werbung anzunehmen.

Und während die beiden Väter berieten, was da zu tun sei, um ihren Kindern zu helfen, stieg Ulrich auf den Munot und sprach lange mit Rudolf. Er klärte ihn darüber auf, wie es gekommen, daß Elisabeth ihm untreu geworden sei. Er erzählte ihm von seinem eigenen Liebesleid, und als er endlich schwieg, drückte Rudolf seinem Nebenbuhler die Hand. „Machet sie glücklich, Herr, denn sie verdient's! Und bringet ihr meinen letzten Gruß und saget ihr, daß ich ihr keinen Groll nachtragen werde. Ich glaube fest, daß sie an Eurer Seite glücklich werde — Eure edle Gesinnung sagt mir das.“

„Und Ihr bleibet auf Eurem Posten?“

„Gewiß! Gott und die Zeit werden meine Wunden heilen“, entgegnete Rudolf gefaßt.

„Ihr seid ein ganzer Mann, Rudolf! Reißt Euch zu-

sammen, das Schicksal geht oft hart mit dem Menschen um, aber nicht immer zu dessen Schaden. Und wenn Ihr je einmal einen treuen Freund braucht, dann wisset, daß der junge Fugger zu Augsburg Euch nie vergessen wird.“

„Ich danke Euch! Das ist ein Wort, das mich aufrichtet. Bestellet einen Gruß an Eure Braut und saget ihr, ich hätte ihr verziehen.“

Mit festem Händedruck schieden die beiden als Freunde. —

Elisabeth Stofar genas. Die Nachricht Ulrichs, daß Rudolf ihr verziehen hätte, trug viel zu ihrer Gesundheit bei. Noch mehr als Ulrichs Ritterlichkeit freute sie der herzliche Ton, den der alte Fugger in seine Stimme legte, wenn er mit ihr sprach. Und auch der eigene Vater trat ihr in den Tagen ihrer Genesung näher. Sie fühlte es ihm nach, daß er gutmachen wollte, was er an ihr gesündigt, und all diese Liebe, mit der sie gehegt wurde, tat ihr unendlich wohl. Nur wenn das Munotglöcklein erklang, traten ihr die Tränen in die Augen, und lebhaft trat die alte Sage in Erinnerung, daß über der Untreue eines Mädchens das Glöcklein springen werde.

Im Winter brachte der Katschherr sein Töchterlein über die Alpen ins sonnige Italien, und erst jetzt, wo sie nicht mehr durch das Glöcklein vom Munot an Berirat erinnert wurde, lebte sie wieder auf. Neuerblüht kehrte sie im Frühjahr nach Hause zurück, und von dort holte der junge Fugger seine Braut ins väterliche Haus nach Augsburg. —

Rudolf, der Munotwächter, genas ebenfalls nach Jahr und Tag von seiner schweren Enttäuschung. An einem linden Maienabend riß er die blonde Biese in seine Arme, die ihm in der schwersten Stunde seines Lebens treu zur Seite gestanden.

„Die Schatten der Vergangenheit sind entflohen!“ meinte er lächelnd. „Wenn du es mit mir altem Gesellen versuchen willst, dann wohl, mag es sein. Ich glaube, daß auch mir noch einmal das Glück winkt, ja, daß ich es bereits in den Händen halte.“ Und mit starkem Arme hob er sein blondes Lieb empor, trug es hinüber in die Stube und legte es jubelnd seiner Mutter in den Arm.

„Da, Mutter, gib uns deinen Segen! Sie hat ihn verdient durch ihre Ausdauer! Sie hat wahr gesprochen: es gibt noch treue Schaffhauser Mädchen!“

Go grüezi

„Go grüezi!“ — Sääg, was tänkscht deby,

Tuescht em so 's Jyt aaträage?

„Gott grüezi!“ gäll, das hät en Echy

Vo Gotteshülß und Sääge.

Mer händ na vili schöni Grüezi:

„Go grüezi!“ seischt halt immer.

E käne hät so Händ und Fües,

Hät sonen gulndne Schimmer.

Myr Mäntsche sind ja ohni Jhn

En Halm uf offner Wiese:

En chlyne Echturn, dänn bricht da drin,

Hüt dä und . . . morn scho diese.

Drum, wännt am Mitmäntsch 's Jyt aatreischt,

So säg i aller Güeti:

„Go grüezi!“ will demit na seischt:

Daß ihn de Herrgott b'hüeti!

„Go grüezi!“ heißt, em liebe Gott

De Schutz i d'Händ bifelle.

Wänn Er di b'schützt, cha cho was wott,

Uf syri Hülß chascht zelle.